

STEVEN WINN


KOMM ZURÜCK, COMO

STEVEN WINN

KOMM ZURÜCK,
COMO

DER AUSREISSER,
DER MIT MEINEM HERZEN
DAVONLIEF

AUS DEM AMERIKANISCHEN
VON HELMUT SPLINTER

PAGE  TURNER

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »Come back, Como« bei Harper,
an imprint of Harper Collins Publishers, New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier EOS für dieses Buch
liefert Salzer, St. Pölten

Page & Turner Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2009
by Steven Winn

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by arrangement with Collins,
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC.

Gesetzt aus der Janson Antiqua
bei Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Redaktion: Ilse Wagner

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20365-9

www.pageundturner-verlag.de

*Für Sally, Phoebe und Z.
Und für meine Eltern,
Willis (1917–2002) und Lois (1917–2009)*

PROLOG

ABGEHAUEN

Diesen wunderbaren, warmen und strahlenden Septembertag im Inner Sunset District von San Francisco verbrachte ich mitten auf der Eleventh Avenue auf den Knien und flehte einen Hund an.

»Como«, sagte ich mit einer Stimme, die beiläufig und beruhigend klingen sollte. »Lass uns nach Hause gehen. Komm schon, mein Junge. Komm einfach mit.« Ich rutschte dem cremefarbenen Terrier, der gerade aus unserem Haus ein paar Straßenblocks entfernt ausgebüxt war und mich in einer wilden Jagd, die kein gutes Ende zu nehmen schien, durch die Stadt gescheucht hatte, ein Stück näher auf den Pelz. Seine Ohren hatte er alarmiert gespitzt und seine braunen Augen weit aufgerissen. Also rutschte ich ein Stück zurück. Er hielt sich in einem sicheren Abstand zu mir, den Schwanz aufgerichtet wie eine kecke Feder.

Dies funktionierte genauso wenig wie mein Versuch, ihn beim Rennen zu überholen. Mit zweiundfünfzig Jahren würde ich keinen Wettlauf mit einem lebhaften, zwei Jahre alten Terrier mehr gewinnen. Der Moment für einen weiteren Annäherungsversuch war gekommen, wenn ich mir je Hoffnungen machen durfte, diesen schmutzigen Hund, den meine Frau und meine Tochter vor zehn Tagen aus dem Tierheim geholt hatten, wieder einzufangen.

Diese zehn Tage hatten gereicht, um zu erfahren, welchen Widerwillen er Männern und in besonderer Weise mir gegenüber hegte und wie ausgesprochen gerne er ausbüxte.

»Hey, Como«, sagte ich und wechselte von einem vorgetäuscht sicheren in einen vorgetäuscht spielerischen Tonfall. »Versuch das mal.« Ich erhob mich von meinen Knien, blieb aber geduckt, eine passive Haltung, um ihn nicht zu bedrohen. Er betrachtete sich das Schauspiel genau und kam ein paar Schritte näher. Ermutigt setzte ich mich, stützte mich mit den Händen hinten ab und streckte meine Beine aus, als würde ich es mir zu einem Picknick im Park bequem machen. Ich zeigte mich ihm aber nur im Profil, wo ich ihn noch im Blick hatte, ohne ihn direkt herausfordern zu wollen. Langsam schob ich meine Hand in seine Richtung, während ich Daumen und Zeigefinger aneinanderrieb.

»Komm schon, Como. Komm, mein Junge.« Nach einer Weile war klar, dass ich mir die Finger wund gerieben hätte, bevor er auch nur ein kleines Stück auf mich zukommen würde. Ich hatte mich mittlerweile wieder erholt und überlegte, aufzuspringen und erneut auf ihn zuzuhechten. Doch sobald ich meine Beine leicht bewegte, um aufzustehen, legte Como die Ohren an und zog sich zurück. So viel zu meinem Plan.

Mit meinem taktischen Handeln als Mensch war ich am Ende. Meine nächste Idee war eigentlich keine Idee, sondern eine Art unentwickelter Impuls, mich wie ein Hund zu verhalten – etwas, das ich wahrscheinlich seit mindestens vierzig Jahren nicht mehr getan hatte. Ich stand auf, rieb mir den Dreck von den Händen und ging auf dem gegen-

überliegenden Bürgersteig die Eleventh Avenue entlang. Ich respektierte Comos Revier, beanspruchte aber auch mein eigenes, genauso wie ein Hund. Was für eine tolle Idee, wollte ich ihm in seiner Sprache mitteilen, dieses Stadtviertel zu erkunden. Klar, du bist der Rudelführer, aber tun wir es doch gemeinsam.

Como guckte etwas dumm aus der Wäsche. Die Schultern misstrauisch angespannt, beobachtete er mich, wie ich den Hügel hinaufging. Bald allerdings schien er sich auf mein Spielchen einzulassen und lief auf seiner Seite weiter. Etwa gleichzeitig erreichten wir die Moraga Street. Seltsamerweise fuhr an diesem vorzüglichen Morgen kein Auto hier entlang, und keine Menschenseele war zu sehen. Der Inner Sunset District gehörte uns allein.

Ich zwang mich, nicht zu ihm hinüberzuspähen, als ich die Straße überquerte und den nächsten Block entlang weiterging. Ganz langsam schlich ich mich an ihn heran, in der Hoffnung, meinen Plan nicht preiszugeben. Ich kam mir vor, als löste ich eine Algebraaufgabe, wie man langsam, aber gleichmäßig zwei Linien aufeinander zuführt, bis sie sich an einem bestimmten Punkt berühren. Es hätte gut funktionieren können, wäre mir angesichts der aufwärts führenden Straße nicht die Puste ausgegangen. In der Nähe der Ortega Street kam mir endlich die göttliche Eingebung. Ich stieß einen langen Seufzer der Erschöpfung aus und sank mit gesenktem Kopf in die Hocke. Ich zählte darauf, dass die Neugier des Hundes siegen würde – und behielt recht. Como senkte die Schnauze in meine Richtung und trat neugierig auf die Straße.

Ich spielte weiter, so gut ich konnte, und ließ mich vollständig auf den Boden sinken. Ich konnte Como spüren,

ihn beinahe hören und riechen, als er näher schlich, doch ich musste meine Rolle weiterspielen, wenn ich Erfolg haben wollte. Ich musste mich in die Rolle einfinden, wie Schauspieler sagen, alles um mich herum ausschalten und zum hilflosen, bewegungsunfähigen, gefallenem Tier werden. Mein Spiel war nicht ungefährlich – ein Auto könnte jeden Moment aus einer Seitenstraße biegen und den Hügel herunter direkt auf uns zurasen. Doch die Situation hatte auch etwas Friedvolles. Ich gab mich auf und gab gleichzeitig alles diesem Tier, so gut ich konnte. Die Hitze stieg vom Asphalt auf. Der Verkehr der Nineteenth Avenue drang als leises Flüstern an mein Ohr. Der Gestank der Ölflecken um mich herum und der Geruch der Gummireifen der geparkten Fahrzeuge stieg in meine Nase. Seit zweiundzwanzig Jahren lebte ich in diesem Viertel, doch nie hatte ich es auf diese Weise erlebt – mitten auf der Straße flach auf dem Rücken liegend mit Blick auf die Häuserspitzen, die Telefondrähte und den mit Wolken getupften Himmel.

So langsam wie möglich drehte ich den Kopf zur Seite. Dort stand Como einen halben Meter von mir entfernt und zuckte eifrig mit der Schnauze. Wir blickten uns direkt in die Augen, waren uns so nah wie in den letzten zehn turbulenten Tagen nicht, die er bei uns verbracht hatte. Mit gekrümmten Fingern, um ihn am Halsband zu packen, streckte ich den Arm aus und hatte ihn. Er war wie hypnotisiert und rührte sich nicht vom Fleck. Die Jagd hatte ein Ende. Mit Como auf dem Arm würde ich nach Hause gehen.

Genauso wäre es passiert, davon war ich überzeugt, wenn nicht ein Gärtner mit seinem Transporter in diesem zeitlich pervers-unpassenden Moment über die Eleventh Ave-

nue auf die Ortega Street gebrettert wäre. Es war das erste Anzeichen von Leben an diesem Morgen. Beim Lärm des knurrenden Motors, der knallenden Federung und der auf der Ladefläche hüpfenden Rechen und Hacken schreckten wir beide auf. Ich zuckte zurück, Como befreite sich mit einem Satz, ich stand hektisch auf und rannte ihm hinterher.

Als ich keuchend die Eleventh Avenue hinauflief, lastete ein Gedanke wie ein bleierne Gewicht auf meinen Schultern: Ich würde Como nie einfangen. Bald würde ich meiner Frau Sally und meiner Tochter Phoebe beichten müssen, dass unser neuer Hund fort war. Dass ich ihn entwischen ließ und er die Straße auf Nimmerwiedersehen hinaufgerannt war. Die Schuld lag allein bei mir. Ich hätte durchaus Verständnis dafür, wenn sie mir nie verzeihen würden. Die Luft um mich herum, die ich einatmete, hatte etwas Giftiges und Saures.

Doch dieser wahnwitzige Morgenlauf durch mein Viertel hatte auch etwas Angenehmes, etwas seltsam Erregendes, was mich immer weitertrieb. Auf die eine oder andere Weise waren wir dem schwer greifbaren Como sehr lange hinterhergejagt. So hoffnungslos meine Chancen auch sein mochten, ich würde jetzt nicht aufgeben. Nach allem, was wir durchgemacht hatten, rannte ich weiter, bis das bleierne Gefühl in meinem Magen zu einem körperlichen Schmerz geschmolzen war, der durch meine Brust bis in meine Kehle und wieder hinab in meine Schenkel floss. Mit diesem Gefühl und dem vor mir rennenden Como, eilte ich immer weiter.

EINS

WIE ES NICHT BEGANN

Ich wollte Ecstasy.

Die Erfüllung dieses Wunsches war, wie mir schien, der direkte Weg zu den anderen Dingen, die ich ebenfalls wollte. Ich wollte Familienidylle und Gesellschaft. Ich wollte jetzt lachen und später die Geschichten darüber erzählen. Ich wollte Rituale und etwas Neues, das ich im Urlaub fotografieren konnte, einen Grund, rauszugehen, und einen Charmebolzen, der einem die Kontaktaufnahme mit Nachbarn und Fremden erleichterte.

Ich wollte eine zwölfjährige Tochter jenseits all dessen, was sie sich geduldig vorgestellt hatte, glücklich und zufrieden machen, wollte eine Ehefrau, die mich im gegenseitigen Glanz einer erfüllten ehelichen Mission anstrahlte. Ich wollte Versöhnungen und Trennungen – und dann noch fröhlichere Versöhnungen, eine Lösung für meine Anfälle von Einsamkeit und Isolation. Und ein Ende dieser endlosen Suche.

Doch am allermeisten, aus all diesen und weiteren Gründen, wollte ich Ecstasy – ganz plötzlich, unmissverständlich und unabdingbar.

Und Ecstasy gab es – in der unvergleichlichen Gestalt einer Hündin, die vom Betonboden durch den Zaun eines Tierheims in Redwood City in Kalifornien zu mir aufblick-

te. Die Mischung aus Beagle und Corgi war der Hund, nach dem wir, wie ich auf Anhieb wusste, die ganze Zeit gesucht hatten. Einen langen, innigen Moment hielten wir Zwiesprache durch die mandelförmigen Öffnungen des Zauns zwischen uns. Wir blickten uns an, und ein leichter Schauer lief mir über den Rücken, als hätte ich einen Seelenverwandten getroffen. Das war's. Dieses Tier würde bald Teil unserer Familie werden.

Vor allem war sie ein göttlicher Anblick: tellergroße Augen, zwei perfekt dreieckige Ohren, weiches, weißes Fell, das leicht und unregelmäßig mit braunen Flecken wie Schokoladenstücke, die in einen cremigen Teig gerührt werden, gesprenkelt war. Sie hatte genau die richtige Größe, nach der wir suchten – schoßfähig, mit etwas unter zehn Kilo –, sah gesund und untraumatisiert aus und hielt meinem begeisterten, einschätzenden Blick stand, ohne bedürftig zu zucken, sich ängstlich zu winden oder die Zähne zu fletschen und den Zaun rasseln zu lassen wie zahlreiche andere Hunde, die uns während unserer Suche im Tierheim überrascht und erschreckt hatten.

Diese Hündin hier tat nichts von alledem. Ein großer Vorteil war noch, dass sie eigentlich überhaupt nicht viel tat. Sie saß im hinteren Drittel ihres engen Zwingers und wirkte auf mich durchaus gelassen angesichts ihrer nüchternen Umgebung: nackter Boden, düsteres Deckenlicht, verbeulter Wasser- und Fressnapf aus Metall, verlaust aussehende Decke und gepunktete Gummihantel zum Spielen, und trotz des Tumults aus wildem Heulen, hektischem Bellen und Scharren auf dem Beton, der diesem doch respektablen Tierheim ebenso wie den vielen anderen mehr oder weniger respektablen Tierheimen, die wir in den vergangenen

drei Monaten besucht hatten, die Atmosphäre eines Asyls für vierbeinige geistesranke Straftäter verlieh.

Inmitten all dessen blieb diese Hündin – »unsere Hündin« – gemütlich sitzen. Sehr gemütlich mit ihrem runden Hintern auf der einen und ihren beiden locker zur anderen Seite ausgestreckten Hinterpfoten. Sie sah aus, als würde sie sich, halb hypnotisiert von den in der Ferne rauschenden Wellen, am warmen Strand von Kalifornien sonnen. Als würde dieses Objekt meiner frisch entflammten Zuneigung mich, ihren Bewunderer, nur schwach wahrnehmen, blinzelte sie sanft und stellte sich auf ihre stummeligen Corgi-Beinchen. Hurra, sie bewegt sich! Mir fielen Phoebes erste wacklige Schritte vor zehn Jahren auf der Wiese vor Tante Judys Haus in Milwaukee ein. Entzückt beobachtete ich, wie Ecstasys kurze Beinchen unter ihrem plumpen, runden Körper scherenartig vor und zurück glitten und ihr leicht überdimensionierter Kopf beim Laufen wackelte. Sie wirkte, anders als die vielen Hunde, die wir gesehen hatten, alles andere als deprimiert. Sie hastete nicht hin und her, galoppierte nicht plötzlich auf die potentiellen Herrchen oder Frauchen zu, sprang nicht am Zaun hoch und schmolte nicht mit traurigem Blick in der hintersten Ecke ihres Zwingers. Sie schien so von sich eingenommen, dass nichts sie aus der Ruhe bringen konnte. Welcher Hund wäre besser für uns, die wir nie einen Hund gehabt hatten, und für eine Tochter, die so schüchtern und ruhig war, dass Sally und ich uns Sorgen über das unvorhersehbare Chaos machten, das ein Haustier verursachen konnte? Außerdem war diese Hündin, als ich sie in Bewegung sah, hübsch und in komischer Weise unproportioniert – an einigen Stellen mehr Beagle, an anderen mehr Corgi.

Ich musste lächeln. »Hier, meine Kleine«, rief ich. »Hier, komm her, Kleine.« Sie lehnte meine Einladung ab und setzte sich wieder an ihren Platz. Auch das war in gewisser Weise liebenswert. Sie schien zu wissen, wo sich ihre Komfortzone befand. Ich war entzückt, ja, dennoch fragte sich der skeptische Teil in mir: Wenn diese Hündin so großartig ist, warum ist sie dann noch hier? Doch ich schob diesen Gedanken beiseite und konzentrierte mich weiter auf die positiven Eigenschaften der Hündin.

Vielleicht war sie erst vor kurzem ins Tierheim gebracht worden, und wir würden die glückliche Familie sein, die sie dort wieder herausholte. Sie war schön. Sie war nett. Sie war treu. All das zeigte sich bei ihr. Ich stellte sie mir in unserem Haus vor, wie sie auf dem Wohnzimmerteppich lag, von dort in die Küche watschelte, um etwas zu fressen, und sich anschließend wieder auf den Teppich sinken ließ. Ihr Name stand, mit Hand geschrieben, auf einem Schild, das mit Draht an ihrer Zwingertür befestigt war. »Ecstasy« hieß sie. Unter ihrem Namen war weiter zu lesen: »Stubenrein. Freundlich. Kinderlieb.«

»Phoebe. Komm her. Schnell!«, drängte ich meine Tochter gerade so laut, dass ich das Bellen, Lärmen und gemeinschaftliche Winseln der anderen Hunde übertönte, aber nicht die Aufmerksamkeit anderer potentieller Mitbewerber für diesen Hund auf mich zog. Wir besuchten dieses Tierheim, das etwas mehr als vierzig Kilometer südlich von unserem Zuhause in San Francisco lag, zum dritten Mal. Wir wussten, wie die Dinge hier funktionierten. Man musste rasch, aber unauffällig handeln, wenn im Meer aus knurrenden Pitbulls und heruntergekommenen Setter, die aussahen, als hätten sie die tierische Entsprechung des

Krim-Krieges ohne Hoffnung auf ein glückliches Ende hinter sich, ein viel versprechender Hund auftauchte. Gute Hunde gingen weg wie warme Semmeln, wie wir immer sagten. Eines Tages würden auch wir einen ergattern. Und dieser Tag war heute.

Phoebe kam aus der benachbarten Zwingerreihe und stellte sich neben mich. Lange Zeit schwieg sie und betrachtete sich den Hund unserer Träume. Schließlich konnte ich mich nicht mehr zurückhalten. »Also, was denkst du?«, fragte ich sie. »Ist sie nicht wunderbar? Schau mal, ob sie zu dir kommt.«

Phoebe ging in die Hocke und winkte mit ihren schlanken Fingern durch den Zaun. Klar, Ecstasy erhob sich und kam herübergeschlendert. Ihr Schwanz zuckte beim Gehen ein paar Mal vor und zurück, was ich vorher nicht bemerkt hatte. Sie streckte sich nach vorn, um an Phoebes Hand zu schnüffeln, kam näher und gestattete ihr, ihr über die Schnauze zu streicheln. Das sollte Sally sehen, dachte ich. Gerade als ich mich auf die Suche nach ihr machen wollte, stand auch Phoebe wieder auf. Der letzte Wachstumsschub hatte sie mehrere Zentimeter in die Höhe schießen lassen, sodass sie bereits größer als einige Mütter ihrer Freundinnen war, und ihr Gesicht schien täglich hübscher und geschmeidiger zu werden. Damit gab sie mir das wirre Gefühl, dass sie bereits erwachsen war, obwohl sie mit ihren zwölf Jahren immer noch unser freundliches, aber zielstrebiges Kind war. Sie ließ die Arme hängen und blickte zu Boden.

»Ich mag sie nicht, Daddy«, sagte sie.

»Warum nicht? Du hast sie doch eben erst kennengelernt. Sie mag dich.«

»Ich sie aber nicht. Sie fühlt sich komisch an.«

»Was meinst du damit, sie fühlt sich komisch an? Kristof hast du gemocht, obwohl er auch ein drahtiges Fell hatte.«

Kristof zu erwähnen war ein Fehler. Ich wusste es, sobald die Worte über meine Lippen waren. Ich sah es in Phoebes Gesicht, in ihren verengten Augen und ihrem angriffslustig nach vorn geschobenen Unterkiefer. Kristof, ein Pudelmischlingswelpe, hatten wir einige Monate zuvor beim Tierschutzverein von San Francisco gefunden. Sally und ich hatten unser Veto eingelegt, weil Kristof noch nicht stubenrein war und als ausgewachsener Hund fünfzehn bis zwanzig Kilo wiegen würde. Phoebe war damals total sauer gewesen und hatte uns beschuldigt, ihr das Einzige zu verwehren, an dem ihr wirklich etwas liege, und überhaupt nicht die Absicht zu haben, ihr jemals einen Hund zu schenken. Ihren düsteren, anklagenden Blick hatte ich lange nicht vergessen können.

Kristof hatten wir ganz am Anfang unserer Suche kennengelernt, und wir hatten Phoebe gesagt – und auch daran geglaubt –, dass es noch Unmengen anderer Hunde gebe. Damit hatten wir recht gehabt: Es gab Unmengen anderer Hunde. Das Problem war, dass fast alle entweder zu durchgeknallt, zu bedrohlich, zu ungestüm, zu groß, zu alt oder zu scheu waren. Und diejenigen, die all diese Eigenschaften nicht aufwiesen, wurden so schnell vor unserer Nase weggeschnappt, dass ich zu dem Schluss kam, dass der Insiderhandel auf dem kalifornischen Hundemarkt weitaus verbreiteter war als an der Wall Street.

Nachdem wir Phoebe an ihrem zwölften Geburtstag versprochen hatten, dass sie endlich den Hund haben durfte, um den sie gekämpft hatte, seit sie sprechen konnte – und

damit hatte sie sehr früh angefangen –, hatten wir uns mit Elan, aber auch einer leichten Blasiertheit in die Suche gestürzt. Man denke nur an die vielen ungewollten Hunde in den Tierheimen, die glücklich wären, bei uns ein Zuhause zu finden, redeten wir uns ein. Man denke nur daran, was wir ihnen boten – ein bescheidenes Häuschen mit kleinem, umzäuntem Garten, die Nähe zum Golden Gate Park mit seinen vielen Hektar offenes Grün, eine Tochter, die Hunde als halbgöttliche Wesen betrachtete, und zwei Erwachsene, deren flexible Arbeitszeiten als Lehrerin am Community College und als Journalist viel Zeit für regelmäßige Spaziergänge und Betreuung boten. Welcher Hund würde sich nicht um all das reißen? Als weiteren Bonus würden wir einen Hund durch eine Adoption vor dem Karma eines vorzeitigen Dahinscheidens bewahren. Die Entscheidung, einen Hund aus dem Tierheim zu retten, statt fünf-hundert oder tausend oder noch mehr Dollar für eine der aktuellen Modezuchtungen hinzublättern, kam natürlich unserer Ehre zugute.

All das zählte für Phoebe nicht. Sie wusste nur, dass der Sommer fast vorbei war und sie noch immer keinen Hund mit nach Hause nehmen konnte. Eine Zeit lang erinnerte sie uns im Rahmen ihrer anhaltenden Lobbyarbeit daran, welche ihrer Freunde und Klassenkameraden bereits einen Hund bekommen hatten oder demnächst bekommen würden. Sie verbrachte den Sonntagnachmittag nach dem Fußballtraining oder -spiel mit Laurie und erzählte uns anschließend, wie sie mit Spencer, Lauries Airedale-Terrier, durchs Haus getobt war. Emily hatte einen lebhaften, weißen Terrier namens Popcorn. Molly hatte Lola, einen riesigen, braven Hund einer mir nicht bekannten Rasse. Lily,

deren Eltern geschieden waren, hatte im Haus ihrer Mutter einen Hund mit Namen Bagel und in der Wohnung ihres Vaters eine Katze, zu der sich aber, wie ihr versprochen worden war, bald noch ein Hund gesellen würde.

Dann gab es da noch den beängstigenden Fall von Tobias, dessen schokobrauner Labrador Mia starb, als die Kinder in der fünften Klasse waren. Scheinbar schon wenige Minuten später wurde Mia durch Oscar ersetzt, einen Dackelwelpen, der eines Nachmittags seinen Auftritt in der Schule hatte, als ich Phoebe abholen wollte. Während sich auf dem Spielplatz eine Horde Kinder um den sich windenden, zweifellos bewundernswerten Oscar scharte, ging meine Tochter stolz erhobenen Kopfes an ihnen vorbei zum Wagen.

»Möchtest du nicht ...«, begann ich zu fragen, bis ich merkte, dass ich als Zuschauer für ihre Aufführung gedacht war. In gut inszenierter Schweigsamkeit fuhren wir nach Hause.

Von Zeit zu Zeit ließen Sally und ich uns auf eine Diskussion – oder vielmehr auf ein Verhör – mit Phoebe über unseren hundelosen Zustand ein. Glaubte sie wirklich, für diese Verantwortung bereit zu sein? Würde sie ihn füttern und baden und mit ihm spazieren gehen, auch wenn es regnete, sie zu viele Hausaufgaben zu erledigen oder einfach keine Lust dazu hatte? War ihr klar, dass ein Hund nicht einfach etwas war, dem man seine Aufmerksamkeit schenkte, wenn man wollte, und ihn die restliche Zeit ignorierte? Wusste sie, dass diese Verpflichtung ein Leben lang galt?

Ja! Ja! Eintausend leidenschaftliche, feurige und in letzter Zeit erschöpfte Ja auf all diese Fragen. Phoebe verdrehte sogar einmal die Augen bei dem Satz mit der lebenslangen Verpflichtung. Sie wusste bereits im Alter von fünf Jah-

ren sehr wohl, dass ein Hund nicht ewig lebte. Man hatte ihn und liebte ihn von ganzem Herzen, bis er starb. Fertig. Trotz all ihrer romantischen Fixierung auf das Subjekt – die Hundeposter an den Wänden, Bettwäsche mit Hundemuster, Hundekalender und -pullover, ihre Keramiksammlung und die ausgestopften Hunde aller Rassen und Größen – war Phoebe vielleicht bodenständiger und realistischer, was einen Hund im Haus betraf, als wir es waren.

Manchmal lagen Sally und ich im dunklen Schlafzimmer und gestanden einander unsere Sorgen und schlimmsten Befürchtungen, während Phoebe in ihrem Zimmer am Ende des Flurs tief und fest schlief und mit Sicherheit von Hunden träumte. Ich hatte es vor allem darauf angelegt, im Kopf versicherungsmathematische Studien durchzuführen und die Ergebnisse mit Sally zu besprechen.

»Gehen wir mal davon aus, wir holen uns jetzt einen Hund, der vierzehn Jahre lebt«, sinnierte ich laut. »Phoebe wird in sechs Jahren aufs College gehen. Das heißt, wir müssen uns noch weitere acht Jahre selbst um den Hund kümmern. Und er könnte auch zwanzig Jahre leben. Das kommt bei Hunden schon mal vor. Das wären vierzehn Jahre für uns. Du wärst siebzig, ich wäre zweiundsiebzig.«

Sally, für die als Englischlehrerin Zahlen kaum von Bedeutung waren, schwieg eine Weile. Dachte sie über uns als grauhaarige und behäbige Siebzigjährige nach? »Hunde leben nicht immer so lange«, erwiderte sie schließlich. »Er könnte sterben, noch bevor sie aufs College geht.«

»Oh, das wäre toll«, pflichtete ich bei. »Warum gehen wir nicht einfach zu ihr und brechen ihr gleich das Herz?« Mittlerweile starrten wir beide an die dunkle Decke. An Schlaf war nicht mehr zu denken.

Meine Gespräche mit Phoebe nahmen eine andere, fast juristische Wendung. Als sie besonders harte Beweise bezüglich ihrer mit Hunden gesegneten Freundinnen auf den Tisch legte, nahm ich sie manchmal ins Kreuzverhör und konfrontierte sie mit widersprüchlichen Beweisen. Dann zählte ich alle Familien auf, die meines Wissens nach keinen Hund hatten.

»Was ist mit Jeanne?«, fragte ich. »Oder Camille? Die haben keinen Hund.«

»Jeannes Vater ist Allergiker«, konterte Phoebe. »Camilles Familie wohnt in einer Wohnung, in der keine Haustiere erlaubt sind.«

»Und Sophie?«, fuhr ich fort. »Sie haben ein großes Haus.«

»Sophie will keinen Hund. Sie mag Vögel.« Sie legte eine Kunstpause ein. »Und sie hat einen Vogel bekommen«, fügte sie hinzu, ohne den Namen als Beweis zu vergessen: »Fellini.«

»Nun«, stellte ich fest, »wir sind nicht wie die anderen Familien. Wir tun Dinge auf unsere eigene Weise, und zwar dann, wenn die Zeit reif ist.«

»Ich weiß«, stöhnte Phoebe. »Ich weiß.«

Ecstasy war fast mit Sicherheit ein verlorener Fall, nachdem Phoebe erklärt hatte, wie sich der Hund für sie anfühlte. Doch ich war noch nicht bereit aufzugeben.

»Warte hier«, wies ich sie an. »Ich werde Mami holen.« Als ich ging, blickte ich über meine Schulter zu Ecstasy. Sie hatte ihren vertrauten Platz auf dem nackten Boden wieder eingenommen. Seltsamerweise schien sie ihre Decke zu verschmähen.

Sally war draußen, wo sie eine ihrer häufigen Pausen von dem Tierheimchaos machte, das bei ihr Kopfschmerzen und/oder Heuschnupfen auslöste. Sie stand am Rand des Parkplatzes und blickte durch eine Hecke auf die Rückseite eines Ladens.

»Komm wieder rein«, bat ich sie. »Ich glaube, wir haben einen gefunden.« In gewisser Hinsicht musste ich geglaubt haben, dass Ecstasy immer noch eine Chance hatte, solange ich nicht erwähnte, dass sie von Phoebe bereits abserviert worden war. Sally erwiderte etwas, das ich nicht verstand, anschließend gingen wir an der Rezeption vorbei, wo sich eine Familie mit drei kleinen Kindern über einen großen, dreckigen Akita-Mischling freute, für den sie sich gerade entschieden hatten. An der Rezeption bogen wir in den Gang mit Ecstasys Zwinger. Phoebe war nirgendwo zu sehen.

Sally tat ziemlich genau dasselbe, was Phoebe getan hatte. Sie spähte in den Zwinger, bückte sich und lockte den Hund mit wedelnden Fingern zu sich. Auch ich beugte mich vor, um meinen ersten Körperkontakt mit Ecstasy herzustellen. Ihre Schnauze war warm, und ihr Fell fühlte sich weich, nicht »komisch« an.

»Sie ist nett«, murmelte ich in dem Versuch, die intime Atmosphäre nicht zu zerstören, die wir drei hier unten auf dem Boden aufgebaut hatten. Im Tierheim war es im Moment seltsam ruhig. »Auf dem Schild steht, dass sie gut mit Kindern kann«, sagte ich. »Das stimmt. Sie ist überhaupt nicht wild.«

Sally streichelte Ecstasy über Kopf und Hals und kratzte sie sogar mit einem Finger hinter einem ihrer großen, spitzen Ohren. Ecstasy machte einen glückseligen Ein-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Steven Winn

Komm zurück, Como

Der Ausreißer, der mit meinem Herzen davonlief

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-20365-9

Page & Turner

Erscheinungstermin: Oktober 2010

Wow! Wau! Dieser freche Terrier erobert jedes Herz!

Steven Winn und seine Frau Sally versuchen vergeblich, ihrer kleinen Tochter Phoebe ihren sehnlichen Wunsch nach einem Hund auszureden – und bringen eines Tages den kleinen Terriermischling Como mit nach Hause. Como sieht allerliebste aus, aber er entpuppt sich schon bald als frechster Hund Kaliforniens.

Das weiß Steven Winn spätestens seit jenem sonnigen Septembermorgen, als Como von zu Hause ausbüxt und sich kopfüber in den Rushhour-Verkehr stürzt. Aber wie unmöglich er sich auch benimmt, niemand kann Como böse sein, der schnell zum Mittelpunkt der Familie und vor allem zum besten Freund Phoebes wird. Denn mit den Hunden ist es wie mit den Menschen: Echte Charaktere machen das Leben zwar nicht leichter, dafür aber um so reicher.